

Barnimstraße 10

von Eva Siewert

aus: Die Weltbühne 1946 (Jg. 1), Nr. 10, S. 315-316.

Denn nun kommen jene beiden unvergeßlichen Nächte des 22. und 23. November, in denen die Hölle entfesselt wurde, und wir uns alle am nächsten Morgen wunderten, daß wir ihr lebend entronnen waren. Schon ziemlich früh, als noch keiner von uns schlief, heulte am 22. die Sirene auf. Nun, das hatten wir oft genug erlebt. Es schien zunächst kein Grund zu besonderer Beunruhigung. Jeder von uns zog die Kleider wieder an und legte oder setzte sich auf seine Bettstelle. Dann aber brach es los, wie wir es nie zuvor erlebt hatten. Der Orgelton unzähliger Bombenflugzeuge in den Lüften, das Brüllen der Flak – wir hatten die schweren Geschütze der Friedrichshainflak in unmittelbarer Nähe, und jedesmal, wenn sie losbellten, staubte bei uns der Kalk von der Wand, das Krachen unzähliger Einschläge, tagheller Himmel, dessen gespenstisch weißes Licht aus unseren dunklen Zellen magisch beleuchtete Räume machte, deren Gitterquadrat vom Fenster her in beschwörendem Schatten an die Decke geworfen, immer wieder wie eine todbringende Silhouette über unseren Köpfen stand, dann das Flackern fahlroter Brände, deren Geruch durch unsere Klappfenster drang gleichzeitig mit Aschenfetzen, die hineinstoben, das Wanken und Zittern des Hauses, das Aufklatschen der Flaksplitter an der Außenwand des Gebäudes, an der meine jetzige Zelle lag, und schließlich das weitaus Schlimmste von allem: die gellenden Schreie von über tausend zu Tode geängstigter Frauen, die sich in diesem lebensvernichtenden Toben hinter schweren eisernen Riegeln wußten, denn nur die Schlösser wurden bei Alarm aufgeschlossen, nicht aber die Riegel zurückgeschoben, und draußen patrouillierten die wachhabenden Beamtinnen,

soweit sie es nicht vorzogen, in die Kellerräume zu flüchten, geängstigt hin und her, fürchteten unseren Ausbruch aus den doch so schwer zu durchbrechenden Zellentüren und riefen sich gegenseitig an, ob sie dann schießen dürften. Neben den Schreien hörte man, wie Hunderte von Sträflingen mit ihren Holzpantinen, ihren Müllschippen oder Zellenschemeln an die Türen hämmerten und mit ihrem Höllenkonzert das Höllenkonzert da draußen zu übertönen versuchten. Wahnsinn, Todesangst, Verzweiflung brandeten hier drinnen in kochenden Wellen ohnmächtiger Empörung hoch, Vernichtung, Tod und Zusammenbruch wetterten draußen. Immer wieder weißes, grelles Licht mit dem Schatten der Gitterfenster an der Zellendecke, immer weder Einschläge in unmittelbarer Nähe, Kommandos der Löschtruppe aus dem brennenden Nachbarhaus, Schreien verletzter oder geängstigter Menschen drinnen und draußen. Ich warf mich gegen meine Zellentür, um auszuprobieren, ob sie wohl nachgab. Aber obwohl ich außergewöhnliche Körperkräfte besitze, blieb jeder Versuch dieser Art erfolglos. Die Tür gab nicht nach. Da setzte ich mich auf den Abort, legte meine Wolldecke über meinen Kopf und stopfte mir Watte in die Ohren. Dann bemerkte ich zum ersten Male in meinem Leben, daß meine Knie zitterten und dem Diktate meines stählern angespannten Willens nicht mehr gehorchten. Mein ganzes Leben lang werde ich diese Augenblicke nie vergessen.

Am Morgen erfuhren wir, daß Berlin in einen Trümmerhaufen verwandelt wäre, fast alle Verkehrsmittel lahmgelegt waren, die meisten unserer Beamtinnen infolgedessen aus der Anstalt nicht in ihre zum Teil entlegenen Wohnungen zurückkehren konnten. In unserem Arbeitsraume waren alle Fenster zersplittert, und der rauhe Novemberwind piff um unsere Plätze. Unsere Vorarbeiterinnen erschienen spät, völlig verstört, mit verweinten Gesichtern, wir alle saßen in betäubter Beklemmung herum wie eine Horde verlaufener Schafe ohne Obdach. Viel gearbeitet wurde nicht an diesem Tage, und selbst die sonst so hartherzige

Gefängnisleitung gewährte uns zusätzliches und besser gekochtes Essen, das allerdings in den darauffolgenden Tagen wieder ausgespart wurde.

Am Abend des 23. November wiederholte sich der gleiche Tumult mit all seinen Schrecknissen noch einmal, nur daß diesmal die Schreie der Eingesperrten noch gellender heulten, denn sie hatten inzwischen Wind davon bekommen, was draußen alles geschehen war, und ihre Nerven versagten nun endgültig. Dazwischen hörten wir die Regierungsrätin toben und mit Essenentzug drohen, denn Kellerstrafen zur Abschreckung hatten ihre Wirkungskraft verloren, galten doch die Kellerräume in diesem Augenblicke als ersehnter Aufenthaltsplatz.

Ich sah Fräulein Olbermann und Frau Müller II nicht mehr. Die Wucht der Ereignisse spülte sie weg. Das geordnete Gefüge des Gefängnislebens war aus dem Geleise geraten. Kein Arzt kam mehr, kein Apothekerwagen. Wenige und fast immer die gleichen Beamtinnen versahen mit übermüdeten und todernsten Mienen ihren Dienst bei uns, alles sprach leise und verängstigt, als fürchte man, durch allzu lautes Reden die Mauern unserer Anstalt, die diesmal noch standgehalten hatten, zum Einsturz zu bringen.